Soll unsere Tochter einen Neger heiraten?

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **8 (1956)**

Heft 5

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-964139

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

sundheit Frankreichs heraufbeschworen hat. Andererseits versucht Poujade nicht wie die Nazis die Erringung der Macht; er besäße gar nicht das Format dazu. Allerdings besteht die Möglichkeit, daß frühere französische Nazis seine Partei übernehmen, vielleicht in Verbindung mit Kommunisten. Hier drohen Gefahren für ganz Europa.

Offenkundig ist die Reformbedürftigkeit des französischen Erziehungswesens. Dazu genügt allerdings nicht die vorgesehene Streichung der Subventionen an die katholischen Schulen, wenn nicht etwas Besseres an ihre Stelle tritt. Frankreichs Problem ist in erster Linie ein moralisches und Bildungsproblem geworden.

Von Frau zu Frau

Soll unsere Tochter einen Neger heiraten?

EB. Was soll dieser sonderbare Titel? Nun, er soll uns veranlassen, ein Problem nicht nur abstrakt und aus weiter Ferne zu beurteilen, sondern ganz konkret und aus nächster Nähe. Vielleicht ertappen wir uns dabei, daß wir gar nicht so tolerant sind, wie wir glaubten.

Der Fall «Lucy» hat in allen Zeitungen viel Staub aufgewirbelt. Da ist eine junge Negerin, die in einer Universität studieren möchte, an der bisher nur weiße Studenten eingeschrieben waren. Theoretisch bestehen keine Rassenunterschiede mehr. Praktisch aber findet die Negerin Lucy keine Bleibe in dieser Universität des Südens. Jahrhunderte der Trennung in Ober- und Unterschicht, in Weiße und Schwarze — fast möchte man sagen: Berührbare und Unberührbare — lassen sich offenbar nicht einfach vergessen.

Wir hier, die Wohlbehüteten, gebärden uns sehr großzügig und tolerant. Wie engherzig, finden wir, daß diesem Mädchen Lucy solche Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Alle sind vor Gott gleich, wie sollten sie vor den Menschen nicht gleich sein. Oder wir plustern uns bis zur Entrüstung auf und finden das ganze skandalös und empörend.

Nun aber geht es ja nicht nur um die Studentin Lucy. Es sind Primar- und Mittelschulen da, auf unsere Verhältnisse übersetzt. Diese Primar- und Mittelschulen sollen und werden laut Dekret gemischt geführt. Friedlich — oder auch nicht — sitzen Weiße und Schwarze nebeneinander. Sie haben theoretisch die gleiche Bildung und die gleichen Aufstiegsmöglichkeiten und werden sich also, soweit nicht ihre rassische und individuelle Eigenart sich auswirkt, ähnlich entwickeln. Unsere Susi würde nicht nur die Eva und die schwarze Jane heimbringen, sie würde sich auch befreunden mit dem weißen Hans und dem schwarzen John. Warum auch nicht? Es sind ja alle gleich.

Und trotzdem — ich weiß nicht, ob wir weißen Mütter es gerne sähen, wenn sie den schwarzen John vorzöge und ihn gar zu heiraten wünschte. Würden wir nicht beizeiten diesem «Uebel» vorzubeugen versuchen, indem wir unsere Susi wenn möglich in eine Privatschule schicken würden, in der nur weiße Kinder unterrichtet werden? Wäre das nicht doch unsere Ueberlegung und unsere Reaktion? Auf diese Weise wird sie mit den Schwarzen weniger in Berührung kommen und der «Gefahr» weniger ausgesetzt, einem Schwarzen ihr Herz zu schenken.

Diese Ueberlegungen können aus der alten Einstellung des Mehr- und Besserseins stammen. Aeußerlich stimmt man in das Lied der Gleichheit ein; innerlich ist ein Neger immer noch «weniger wert». (Worin besteht eigentlich dieses Weniger-wert-sein?) Die Ueberlegungen können aber auch aus einer wirklichen Besorgnis heraus erwachsen. Aus der Ehe der weißen Susi mit dem schwarzen John gehen Kinder hervor. Sie werden Mischlinge sein. Macht das etwas aus in einer Welt, in der alle Farben gleich sind? Theoretisch nicht. Praktisch sehr viel. Möchten Sie gerne Großmutter eines Mischlings sein? Und wenn ja, glauben Sie, daß der Mischling ein leichtes Leben haben wird? Ganz gewiß nicht. Er wird nirgends recht hingehören, er ist kein Schwarzer und kein Weißer. Er ist hin- und hergerissen. Er trägt die Erbschaft zweier ganz verschiedener Kulturkreise in sich, die er nur schwer wird vereinen können. Er wird ein ganz gerüttelt Maß an Schwierigkeiten und Problemen mit sich tragen, sein ganzes Leben lang, wie es eben nur Mischlinge mit sich tragen können und müssen. Es braucht ein gut Teil Verantwortungsgefühl, um solche Mischlinge in die Welt zu setzen und ihnen nachher nicht helfen zu können. Manches junge Mädchen wird die Verantwortung nicht auf sich nehmen und unter Schmerzen die Gedanken an den schwarzen John aus dem Herzen reißen. Es ist nicht die schlechteste Mutter, die solchen Schmerzen zuvorkommen möchte und dafür sorgt, daß ihr Kind mit seinesgleichen aufwächst.

Soll unsere Tochter einen Neger heiraten? Vom sichern Port läßt sich's gemächlich raten. Es läßt sich auch gemächlich urteilen und verurteilen. Wir wollen es lieber bleiben lassen und uns fragen, wie *wir* handeln würden. Auch in Amerika gibt es weiße und schwarze Mütter.

Die Stimme der Jungen

Vom Bergfilm

chb. Sie sind selten geworden, die reinen, guten Bergfilme. Die letzten großen dieser Gattung kamen in den zwei, drei Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg heraus. Von diesen erlebt zurzeit Luis Trenkers «Kampf ums Matterhorn» in der Schweiz seine Wiederaufführung. Obgleich seine Entstehungsgeschichte verworren ist, stellt dieser Film nicht nur ein sehr typisches, sondern auch ein sehr gutes Beispiel von einem Bergfilm dar. Der Name des Südtirolers Luis Trenker ist mit dem Aufkommen und dem Erfolg der Bergfilme aufs engste verbunden. Ja, man kann sagen, er habe, zusammen mit dem deutschen Kulturfilmschaffenden und Geologen Dr. Arnold Fanck, diese Gattung überhaupt entdeckt und sie zu einer Meisterschaft geführt, wie sie seither keiner mehr erreicht hat.

Betrachten wir uns heute den beinahe zwanzig Jahre alten Film, so überrascht er uns durch seine Frische; nichts von seinen Werten hat er eingebüßt. Denn es ist der Berg selbst, welcher die Hauptrolle spielt, um den sich das ganze dramatische Geschehen entwickelt, der sich in seiner unvergleichlichen Größe, mit seinen unergründlichen Geheimnissen den Menschen entgegenstellt. Der Ausdruckskraft seiner Bilder vertrauend, zeigt der Film die ganze, noch ungebrochene Kraft und wilde Schönheit der Berge, deren in Klüften und Gletschern verborgenes Geheimnis kühne Alleingänger oder in heißem Kampf um den Gipfelsieg ringende Partien zu enträtseln suchen. Diesen gigantischen Kampf zwischen Berg und Mensch ergreifend zu gestalten, gelingt nur dem, welcher dem Berg so verfallen ist wie Trenker, welcher selber schon in ohnmächtigem Zorn über den Berg, welcher Sieger geblieben ist, auf seinem Hut herumgetrampelt ist und drohend seine Faust schwingend sich einen neuen Versuch geschworen hat. Nicht nur die Kamera mit ihren packenden Großaufnahmen vom zähen Ringen um jeden Fußbreit der eisstarrenden Felswand oder den wunderschön angewendeten langsamen Ueberblendungen in den lyrischen Partien — auch die Musik atmet die Stimmung, welche drohend und befreiend zugleich die schicksalerfüllten Berge umweht.

Was hier über den Bergfilm an Hand des Beispiels «Kampf ums Matterhorn» (ursprünglich unter dem Titel «Der Berg ruft» gedreht) gesagt wurde, mag für jeden guten Bergfilm gelten, wie sie in den 30erjahren in schöner Zahl hergestellt wurden. Einer Frage würdig jedoch ist die Tatsache, daß die eigentlichen Bergfilme (mit Spielhandlung) seit 1945 fast ganz aus den Herstellungsprogrammen verschwunden sind. Bestimmt fänden sie auch heute noch ein zahlreiches Publikum — werden doch auch die Berge selbst einer ständig wachsenden Zahl von Freunden — vom Sesselilifttouristen bis zum gewiegten Berggänger — erschlossen. Wie klein ist der Beitrag, welchen der Film im Vergleich zur gesamten dafür betriebenen Reklame liefert. Zwar wird die Tradition der Expeditionsfilme, wie sie für die Schweiz Prof. G. Dyhrenfurth und Charles Duvanel bereits 1930 mit «Himadschal — Thron der Götter» und André Roch 1939 mit «Himalaya-Garnaval» in internationalen Ehren hielten, ungeschwächt fortgeführt. Nicht nur der bedeutende «Mount Everest 1952», sondern ebenso sein etliches kürzerer, formal jedoch ausgeglichener Kollege «Grat am Himmel» — die Traversierung des Mittellegigrates zum Gipfel des Eiger — sind Zeichen dafür aus den letzten Jahren. Aber so hervorragend diese Filme aus dem Genre des Dokumentarstils sind — sie sprechen in erster Linie den persönlich Interessierten, um nicht zu sagen, den Fachmann, an. Wie faszinierend ist doch vielen die von Otto Ritter aufgenommene Fuchsjagd auf Skis in der sonst durchschnittlichen «Swiss Tour BX» in Erinnerung geblieben: Ein Beispiel, wie wichtig eine dramatische, gespielte Handlung für den nachhaltigen Eindruck auf das Publikum sein kann. (In dieses Kapitel gehören schließlich alle die kleinen Werbefilme mit origineller Spielhandlung.) — Bayrische und österreichische Produktionen haben es zwar auch nach 1945 wieder versucht; ihr kompromißlerischer Charakter verurteilt jene Filme jedoch von vornherein zum Untergang. Die Menschen klettern in ihnen großmäulig den Bergen auf dem Buckel herum; für die Stimme des Berges selbst, für die gewaltige Schönheit der Natur hat man kein Ohr, kein Auge mehr oder — es wird Kitsch daraus gemacht. Dieser Kitsch ist mit ein Grund, weshalb so mancher beim Ausdruck «Bergfilm» seine Nase rümpft. Er glaubt, es gehe nicht mehr ohne den Kitsch. Wahrlich ein Zeugnis seiner Armut: Er hat als Schweizer vergessen, was ihm unsere Berge bedeuten! Und daß es sich ohne Kitsch tatsächlich auch machen läßt, zeigen unsere Dokumentarfilme und die Zahl der ausländischen, ohne alles Kunstlicht, nur mit den das Sonnenlicht ausnützenden Aufhellblenden gedrehten künstlerisch hochwertigen alten Bergfilme. — Liegt nicht hier ein dem Schweizer Spielfilm vorbehaltenes, ureigenes Tätigkeitsfeld?